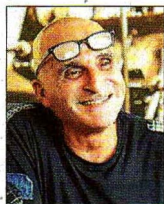


KULTUR-KOLUMNE

Die Angst vor der Freiheit



VON JOSÉ F.A.
OLIVER

Ein aufmerksamer Blick zurück kann bisweilen erhellend sein. Vergangenes leuchtet ja kontinuierlich in vielgestaltiger Hinsicht nach (und auf). Davon bin ich überzeugt. Selbst dort, wo es mitunter nur noch ein seltsames Flackern ist. Ein schier in sich erlöschender Schimmer einstiger Überzeugungen, der aus einer vermeintlichen Ferne schwach aufblitzt oder, ganz im Gegenteil, merkwürdig „furcht-trieblich“ auflodert.

Außere wie innere Anlässe genügen. Eine unverhoffte Begegnung mit einem Menschen aus früheren Beziehungen; unaufhörlich einhämmernde Hiobs-Nachrichten, die angesichts des turbulenten Weltgeschehens vehement kaum sein könnten; ein als verschollen geglaubtes Wort kann ebenso der Ausschlag sein oder ein dahinschlummernder Gedanke, der aus einem Gespräch erwacht, dann aber umso heftiger hervorschnellt, piekt und ein seltsames „Déjà-vu“ auspackt.

Wir wissen alle, aus ganz unterschiedlichen Erfahrungshintergründen, so wir es uns denn eingestehen (wollen): Erinnerungen sind (meistens) ziemlich trügerische Gefährtinnen und tauchen oft dann auf, wenn wir nicht darauf vorbereitet sind. Schattenwürfe unserer Denkfragmente. Eher Denkfallen, meine ich, als bauchgefühlige Empfindungsgruben.

Deshalb ist just die Zeit, die wir aufbringen sollten, uns

der wirklichen Inhalte zu vergewissern, (über-)lebenswichtig. Sprich: noch einmal das eine oder andere sorgfältig zu recherchieren, in einem Buch nachzuschlagen, zu „googeln“ oder – mit aller gebotenen Vorsicht – KI-Werkzeuge dafür zu benutzen. Allesamt Hilfsmittel, sich Klarheiten zu verschaffen. Einfach „informationsachtsamer“ überprüfen, wie bestimmte Formulierungen, die uns einst zu berühren wussten oder beschäftigten, genau lauteten. Sie bergen stets einen zusätzlichen Kenntnissgewinn.

Erkenntnis

Und Kenntnis, auch daran glaube ich, bildet vielleicht eine der Voraussetzungen für das etwas komplexere Wörtchen „Erkenntnis“. Erstere schärft die Präzision der eigenen Argumente und Zweitere kann durchaus Halt schenken angesichts der wirrköpfigen Herausforderungen, bei all dem, was gleichzeitig geschieht, noch mitzukommen. Es ist eine bittere Aufgabe, nicht aufzugeben. Bei all den von uns durchgebeutelten Wirklichkeiten.

Ich suchte dieser Tage nach einem Satz, dessen Tragweite mir einst verdeutlicht hatte, dass Freiheit und Angst nicht gut zueinanderpassten. Ich konnte mich aber nicht mehr genau erinnern, wie und in welchem Zusammenhang er formuliert war. Ich glaube, er hing mit der Französischen Revolution zusammen und ihr Echo in deutschen Landen.

Ich schlage also nach und habe, das war nicht meine Absicht, zum Schluss dann doch einen ganzen Roman – und dies nach Jahrzehnten – wieder gelesen. Ein Roman, den ich in jungen Jahren, an das konnte ich mich freilich noch sehr genau erinnern,

formlich verschlungen hatte. In einem Atemzug. Wie es so schön-geflügelt heißt. Eine einzige Lektüren-Freude. Der Gedanke, den ich wiederfinden wollte, beschäftigte sich irgendwie mit der Gefährdung der „Freiheit“ durch die „Angst“.

Der Roman trägt den schlichten wie geheimnisumwobenen Titel „Hölderlin“. Dies sei an dieser Stelle endlich allen, die ihn noch nicht kennen oder noch nicht gelesen haben, verraten. Ein Meisterwerk aus der Feder Peter Härtlings, der zeitlebens auch Kinderbücher und Gedichte geschrieben hatte. Ein Roman, der im Grunde seines Wesens als eine Biographie bezeichnet werden darf, und – das ist das literarisch Gewichtige: Ein aufs Detail achtender Bericht über die Entstehung eines Buches selbst darstellt. Eine verwegene Erzählkunst, die sich Leben und Werk eines der eigenwilligsten deutschsprachigen Dichterpersönlichkeiten zugewandt hatte. Raffiniert in dessen Zeit zurück gebeugt und ins (damals) Heutige komponiert.

Glücksgefühl

Der Sog, den das Buch entwickelt, kommt einem Glücksgefühl gleich. Ich wurde beim Lesen Teil der respektvoll neugierigen Auseinandersetzung mit einer Vita, die sich mysteriös und doch nachvollziehbar widersinnig in einem offenbarte. Das bis in unsere Tage undurchschaubare Dasein des so grandios universell heimatverbundenen Schwaben namens Johann Christian Friedrich Hölderlin.

Plötzlich erinnerte ich mich auch daran, wie Härtling vom mühevollen Werdegang dieses Buches erzählte. Als er 1999 beim Hausacher Leselenz aufgetreten war und

wir danach in ein Wirtshaus einkehrten und dort bei einem Glas Wein auf diesen wundersamen Wurf seiner Fabulierkunst zu sprechen kamen.

Ich erinnerte mich, dass er, Härtling, mir sagte, mehrere Anläufe gebraucht zu haben, um diesen Roman so zu schreiben, bis er ihm stimmig schien. Er wollte dem deutschen Dichter, diesem Poeten von Weltrang, über die Landschaften seiner Heimat näherkommen, indem er die Wege Hölderlins nachwanderte. In der Hoffnung, die Verhältnisse einzufangen, zu „bew:orten“, die den Solitär, auch Jahrhunderte später, noch greifbar machten; jenen „Fritz“, wie die Mutter den leidenschaftlichen wie unglücklichen Sohn genannt hatte, aufzuspüren. Orte wie Nürtingen, Denkendorf, Klostertal, Maulbronn, Tübingen. Es sei misslungen, erzählte Härtling. Er musste ihm über das Werk und die Briefe näherkommen.

Aber! Verzeihen Sie, ich war ja eigentlich auf der Suche nach einem Satz, den ich nicht mehr genau zitieren konnte. Schließlich fand ich ihn doch: „Vor der Freiheit kann man auch Angst haben.“

Weshalb ich vor ein paar Wochen gerade an diesen Satz dachte? Mhm! Irgendwie scheinen „Freiheit“ und „Angst“ gefährlich ineinander verstrickt zu sein. Sonst ist mir nicht erklärbar, dass zurzeit so viele Menschen der Freiheit den Rücken kehren... Leider.

Bis bald!